

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern

von

Dr. Heinrich Lhotzky

(21.04.1859 [NDB: 1850]- 24.11.1930)

Karl-May-Jahrbuch 1918 Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel	Die Welt der Seele und Karl May
Karl-May-Jahrbuch 1921 Hrsg. Max Finke + Euchar A. Schmid	Meine erste Bekanntschaft mit Karl May
Karl-May-Jahrbuch 1924 Hrsg. Max Finke + Euchar A. Schmid	Hellsinnigkeit
Karl-May-Jahrbuch 1926 Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid	Was er mir war
Karl-May-Jahrbuch 1929 Hrsg. Ludwig Gurlitt + Euchar A. Schmid	Ein unerwünschter Gast

Heinrich Lhotzky war ein protestantischer theologischer Schriftsteller, der sich in späteren Jahren mehr und mehr vom Christentum distanzierte und eine völkische Religion und politischen Antisemitismus propagierte. Zu Leben und Werk siehe: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz51022.html> (11.10.2013)

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst. Zitate von Karl May sind kursiv, die Zitate entsprechen teilweise nicht genau wörtlich dem Original, eine Korrektur wurde nur bei einer Sinnänderung vorgenommen. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Die Welt der Seele und Karl May

Von Dr. Heinrich Lhotzky

Wir leben ohne Zweifel in der humorvollsten Welt, die denkbar ist. Wer's noch nicht sieht, dem kann ich nicht helfen; er sieht's noch nicht. Aber wer es sieht, dem ist überhaupt geholfen, denn er muß anbetend stillstehen und niedersinken vor der unendlichen Weisheit und Überlegenheit, die das alles so geordnet hat, und freundlich geordnet hat, und damit ist er bereits eingetreten in eine selige Ewigkeit voll unerschöpflicher Aussicht und Einsicht. Damit steht er schon hoch über Welt und Zeit.

Der Humor liegt in unserem Sein eigenartig eingebettet. Es gibt ohne Zweifel viele ineinander gebaute Welten. Wir reden von Menschenwelt, Tierwelt, Pflanzenwelt, von der irdischen Welt und der Sternenwelt. Vielleicht ist unsere ganze Sternenwelt das Gelände unserer Milchstraße, in der unser Sternchen Erde mit seinem Söhnchen ein einziges Stäubchen ist, nur eine von vielen. Es scheint begründete Annahme zu sein, daß wir eine oder zwei Nebenwelten noch erkennen können. Jedenfalls haben wir volles Recht, von diesen Welten allen zu sprechen. Jede ist in Wirklichkeit eine Welt für sich.

Und doch sind's nur äußerliche Welten. Es gibt auch innerliche. Die Wissenschaft ist eine Welt für sich, ebenso die Kunst. Aber die allerwichtigste Welt sind wir selbst. Wir sind das wahrnehmende Glied für alle diese wirklichen oder nur denkbaren Welten.

Was ist allein der Mensch für sich! Diese Summe von Mühe, Arbeit, Sorge, Verzweiflung, Freude und Hoffen, Werden und Vergehen. Wahrhaftig eine Welt für sich, von einem Umfang, einer Wucht und Bedeutung, die unermeßlich ist. Und diese Welt ist ein lastendes Geheimnis, das noch nie einen Ödipus gefunden hat, der ihr Rätsel raten konnte, ein Rätsel, das immer geheimnisvoller wird, je länger wir daran herumraten.

Der Mensch macht eines Tages die Entdeckung, daß er da ist. Das tritt ein einige Jahre nach seiner Geburt in dieses Dasein. Er braucht etwa anderthalb Jahrzehnte, bis er etwas erfährt und begreift von den näheren Umständen seiner Geburt. Man sollte doch meinen, es wäre sehr wichtig, ihm vorher einige Aufklärungen zu geben über das tief erschütternde Ereignis seines Lebendigwerdens. Aufklärungsbedürftige Menschen würden ohne Zweifel solche Aufklärungen geben wollen. Aber die Natur hat auch ihre Möglichkeiten schlechthin versagt. Aber auch dann, wenn er einigermaßen der Aufklärung fähig ist, erfährt doch keiner, wer er ist, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Das über alle Maßen Große ist in völliges Dunkel gehüllt. Fortwährend lüften sich dem schauenden Geiste allerlei Dunkelheiten und Hüllen des Daseins, aber je mehr sich enthüllen, desto größere bleiben. Für alle. Ohne Ausnahme.

Darin liegt der Humor. Etwas unbeschreiblich Großes ist ohne Zweifel da. Etwas, was wichtiger ist, als alles, was wir erlernen und erforschen und mit unserem Hirn erfassen können. Aber gesagt wird's nicht. Wir sollen's erleiden, erleben und im Erleben soll sich uns einiges Wenige davon künden. Dem einen mehr, dem anderen weniger, keinem alles.

Darin bekundet sich eine Überlegenheit im Dasein über das Dasein. Darin liegt der Humor. Humor ist eine innere Überlegenheit. Wer lachen kann, steht über der Sache, denn er beurteilt sie. Dieser Humor ist sogar eine das Dasein unendlich überragende Überlegenheit, deren Ursachen wir auch von ferne nicht verstehen können. Also gibt's eine Macht, die das Dasein beurteilen kann und unendlich hoch darüber steht als unerreichbare Weisheit, die offenbar mit Vorbedacht dem Erdgeborenen keine Aufklärung, aber unendlich viel Gutes oder wenigstens Kraftvolles zu geben wünschte. Diese denkende, freundlich lächelnde Weisheit und ihren Träger nenne ich Gott und sage: einer der besten Gottesbeweise ist der Humor in unserem Dasein, das Innwerden der großen Überlegenheit, die uns umwaltet.

Aber es ist kein alle zwingender Beweis. Beweise, die Menschenhirne zwingen, sind Gottes nicht würdig. Sie wären zu klein. Aber für den, der den Humor erkennt und die Weisheit schauen darf, die ihn einhüllt, für den ist sie niederzwingend, auf anbetende Kniee zwingend, die ein Herz mit heiliger Ehrfurcht und Inbrunst erfüllt. Sie bringt ihn in den einzig möglichen Zustand der Erkenntnis Gottes, in den Zustand der Ehrfurcht und Offenbarung.

In diesem Zustande werden Geheimnisse erlebt und erschaut, und öffnen sich die Schleier der Ewigkeiten, die alle Welten, deren wir inne werden, umwallen. Keiner kann den anderen mit Beweisen zwingen. Im Reiche des Geistes gibt's nichts Zwingendes. Dort besteht nur Freiheit. Aber keinem einzigen ist der Eintritt in die Welt des Geistes, der Ehrfurcht, der Offenbarungen, Gottes, verwehrt. Für alle ist sie da, für manche noch nicht geöffnet. Noch nicht. Aber sie wird's. Einmal.

Unser Ich ist also ein Geheimnis. Keiner weiß, wer er eigentlich ist. Ein ganz klein wenig davon weiß ich, aber das Wenige ist so groß, daß ich nicht wage, es auszusprechen. Es wird aber allen offenbar werden und mehr noch als die schwachen Ahnungen, die ich habe.

Drolligerweise wissen wir aber auch nicht, wie dieses Ich zusammengesetzt ist. Daß es keine einfache Größe ist, das merkt man schließlich, aber der eigentliche Umfang ist nicht festzustellen. Die alten Inder erkannten das Ich als siebenfach gelagert. Mir ist das undeutlich, wie überhaupt unserem abendländischen Denken. Machen wir's uns also bequemer und einfacher.

Das Ich hat zunächst einen Körper, eine sichtbare, stoffliche Erscheinungsform. Soviel sieht jeder. Dieser Körper ist höchst wahrscheinlich der einzig mögliche und notwendige Ausdruck unseres unsichtbaren Ichs. Wer aus Gesichtszügen, Schädelbildung, Handlinien, die Eigenschaften und auch das Schicksal des Planetendaseins lesen will, hat gewiß im Grunde recht, wenn er sich auch in den Einzelheiten gewaltig irren mag und vermutlich vorwitzige Kunst treibt. Er könnte ebensogut aus dem Fuß, dem Auge, dem Munde und jedem Körperteil lesen, auch aus Herz und Nieren und Eingeweiden. Handschrift und Gang, Sprache und Lachen, Blick und Bewegung reden ebenfalls eine deutliche Sprache. Alle sind Zeugen des geheimnisvollen Ichs, des großen und doch so deutlichen Unsichtbaren. Bei jedem ist alles das vom Nebenmenschen unterschieden. Also ist jedes Ich etwas Einzigartiges.

Aber das Körperliche ist nicht das Ich. Es verdeutlicht und versichtbart es nur. Es ist sein Gewand, nicht sein Wesen. Aber sein unzweifelhaft folgerechtes Gewand, ein Teil des Ichs. Ohne Zweifel ist, daß die Sprache den Gedanken, der Blick die Gesinnung, das Lachen das Verstehen umhüllt und enthüllt.

Wir fühlen im Ich selbst eine große unsichtbare Welt, ja Welten, die das Körperliche weit überragen, die auch ohne Zweifel bestehen können ohne körperliche Sichtbarkeit. Einige leugnen es zwar, aber beweisen können sie ihre Verneinung noch weniger, und die größere Wahrscheinlichkeit liegt offenkundig auf unserer Seite.

Wir spüren hinter der Körperwelt eine Welt der Empfindung, die alles Körperliche weit überragt. Nennen wir sie Seele. Es ist ein Wort, das die Unbegreifliche weder erklärt noch umschreibt, aber ein Mittel der Verständigung. Der Körper tastet sich mit seinen Sinnen in die umgebende Welt, die Seele verarbeitet ihre Eindrücke und verbindet sie und baut die Rohstoffe der Sinneneindrücke zu einem Ganzen aus. Was der Körper betastet, lehrt die Seele verstehen. Sie lernt es auch, ohne im Vollgebrauch ihrer Sinneswerkzeuge zu sein, denn sie ist unabhängig von ihnen. Sie überragt weit den Körper. In unserer Zeit lebte ein Mädchen, das blind, taub und stumm war, aber ihre Seele [Seele] war's nicht. Nur ihr Körper war's. Sie lernte die Welt besser begreifen, als mancher, der im Vollgebrauch aller Sinne war. Die Sinne sind nur die Krücken der Seele, aber sie vermag auch ohne Krücken zu wandeln. Soviel größer und umfassender ist sie. Sie fühlt sich zurecht und verwebt das All zu einem einheitlichen Bilde. Sie ist der Ort, in dem die Welt dem Ich zum Bewußtsein kommt. Sie sieht den heimlichen Gedanken, sie fühlt sich in das Innerste hinein, sie vernimmt das verborgene Walten, das kein Sinn je erreicht, sie schmeckt das Zuträgliche und Abträgliche, das Gute und das Böse, in ihrem Ahnungsvermögen hat sie einen Geruch vom Wesen der Dinge. Die Fäden der Entwicklung laufen durch die Seele; bezeugt der Körper den Ort, so vernimmt die Seele die Zeit und alles, was in ihr liegt. Sie vermag die scheinbare Unendlichkeit der Außenwelt in ein einziges Ich hinein zu fassen, wie ein gut geschliffenes Glas die Sonnenstrahlen, die aus märchenhafter Ferne heraneilen, in ein winziges Pünktchen zusammenbindet und dort wirken läßt ...

Dennoch ist diese Allumfassende nicht das Ich, so wenig wie der Körper. Wir kennen die Grenzen der Seele nicht; vielleicht die unteren, aber nicht die oberen. Sie entzieht sich gänzlich unseren Sinnen, unserer Berechnung, unseren Werkzeugen. Die photographische Platte, die vieles kundet, was die Sinne nicht wahrnehmen, hält die Seele nicht fest. Die empfindlichste Wage, das feinste elektrische Meßwerkzeug gibt von ihr keinen Ausschlag. Alle diese Dinge sind viel zu grob und stofflich für das feine Gebilde der Seele. Noch viel weniger erkennbar sind die Grenzen, wo die Seele und Geist ineinander übergehen. Denn Seele ist nicht das Letzte, Tiefste. Wir müssen noch ein anderes annehmen, den Geist. Aber ist schon Seele ein

geheimnisvolles Wort, das eigentlich nichts sagt, noch mehr ist's der Geist. Bilden sie zusammen das Ich? Sind sie die Hüllen des Ichs? Wir wissen's nicht.

Die Sprache hat ein feines Empfinden gehabt und stellte sich die Seele weiblich, den Geist männlich vor. Im weiblichen überwiegt das Seelische, im männlichen das Geistige, ohne daß es dem Weibe an Geist und dem Manne an Seele gebräuche.

Die neuere Seelenlehre unterscheidet überhaupt nur Körper und Seele im Menschen. Das ist auch eine Verlegenheit. Sie mag sich in noch tiefere Tiefen nicht hineinwagen. Nennen wir aber einmal hier Seele die Empfindungswelt, Geist die Denkwelt des Ich! Es soll nur eine Bequemlichkeit sein, um uns zu verständigen. Denken wir uns ferner, wenn wir von der äußerlich sichtbaren Begrenzung des Menschen auf sein geheimnisvolles Ich zuschreiten, daß wir zuerst seine Körperwelt durchmessen, dann seine Seelenwelt und zuletzt seine Geisteswelt, ehe wir den eigentlichen Menschen finden.

Jeder ist somit ein Weltall für sich, jeder einzelne der Menschenmilliarden dieses Planeten, die waren, die sind und sein werden, ein Milchstraßensystem, und alle haben Platz auf diesem Sternchen und seiner Geschichte! Wie wunderbar und unbegreiflich ist doch der Mensch und die Welt!

Und doch verständlich. Verständlich für jeden. Jeder erlebt den Menschen in sich und anderen, und jeder faßt von dem Rätsel Mensch soviel, als er zu fassen vermag. Es stehen kleine Gläser und große Gläser auf einem Tisch. Da kommt eine Hand und füllt sie aus einem Krüge alle voll Wein. Nun sind alle voll zum Überlaufen, aber einige fassen viel, einige wenig und keines enthält allen Wein, nicht einmal der Krug. Der brachte nur ein winziges Etwas aus einem unermeßlich großen verborgenen Keller. So ist der Mensch, so ist die ganze Natur. In den Tiefen der Ewigkeit ruht ihre Fülle, aber jeder faßt, was er kann, der Wilde ebenso wie der Weise, jeder faßt, was er erlebt, und alle erleben etwas davon.

Es war einmal ein Mensch, ein deutscher Schriftsteller – kein sehr beneidenswerter Lebensberuf – der hieß Karl May. Er hat viele wunderbare Bücher geschrieben, hat ein gut Stück des Planeten durchmessen, das Leben mannigfach kennen gelernt, auch in seinen tiefsten Tiefen. Der war voll glühender Sehnsucht, seinen Mitmenschen zu helfen. Da sagten seine Neider und Feinde und Verkläger: „Der Mensch ist ein Problem“, und nannten ihn das Karl-May-Problem. Sie schrieben gelehrte Abhandlungen darüber und hielten kluge Reden und verstanden das Problem nicht. Sonst hätten sie ja nicht so gelehrt darüber geschrieben. Das verdroß natürlicherweise den Träger des Karl-May-Problems, der selbst ein Menschenleben dran herumerlebte und es erlebend zu lösen wußte. Seine sämtlichen Werke wurden ja nur geschrieben, um sich das Problem von der Seele zu schreiben. Alle echten Schriftsteller tun das, daß sie ihre Seele mit ihren Werken zu entlasten suchen. Aber angesichts der unerwünschten Problemlöser rief er einmal ärgerlich:

„Was ist denn das Karl-May-Problem eigentlich? Es ist das Menschheitsproblem, aus dem großen, alles umfassenden Plural in den Singular, in die einzelne Individualität transponiert. Und genau so, wie dieses Menschheitsproblem zu lösen ist, ist auch das Karl-May-Problem zu lösen, anders nicht!“¹

Der Mann hat Recht. Ich kann es beweisen. Ich sage nur: Goethe. Wenn man zum Deutschen sagt: „Goethe!“ so ist alles bewiesen. Das war nicht immer so. Noch in meiner Jugend galt Goethe für ein sehr zweifelhaftes Individuum, dessen Werke man uns nicht sehr gern lesen sah. Ein Pfarrer zeigte mir einmal seine Bücherei. Auf dem untersten Brett standen Schiller und Goethe: „Das sind meine Heiden, die ich auch unter meinen Büchern habe.“ Von den römischen Klassikern gebrauchte er das Wort nicht, obgleich sie's doch waren. Ein Professor an der Universität pflegte zu sagen: „Vor einem Mädchen, das den Faust gelesen hat, würde ich ausspeien.“ Heute, wie gesagt, ist's anders. Gottlob!

Als Goethe das Problem vom Menschen zu lösen suchte in seinem Faust, da ließ er ihn ausrufen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ Da sind wir mitten im Karl-May-Problem, im Problem von der gespaltenen Seele.

Es ist eigentümlich, aber sicher nicht Zufall, daß uns Karl May erzählt, kaum etwas habe einen so tiefen nachhaltigen Eindruck auf ihn, der damals noch ABC-Schütz war, gemacht, als ein Puppentheater, das in seinen Heimatsort kam und das Stück gab: „Dr. Faust oder Gott, Mensch und Teufel“. Es war nicht der Goethesche Faust, sondern der Faust des uralten Volksstücks, es war *„ein unmittelbar aus der tiefsten Tiefe der Volksseele heraus zum Himmel klingender Schrei um Erlösung aus der Qual und Angst des Erdenlebens“*. So empfand es der Knabe. Aber an dem Abende hatte er sein Ideal gesehen, dem fortan sein

¹ Ges. Werke Bd. 34 „Ich“ S. 280.

ganzes Lebens geweiht war: „*Stücke für das Theater schreiben! Über das Thema Gott, Mensch und Teufel!*“ Das war der Faust, das Karl-May-Problem, das Menschheitsrätsel.

Im Leben kommt manches anders. Das gehört mit zu seiner geheimnisvollen Größe und Würde. Soviel mir bekannt, hat Karl May kein einziges Stück für das Theater geschrieben, wohl aber an 50 Bände, die man Reiseabenteuer nennen könnte. Aber als der Tod dem Greis die Feder aus der Hand nahm, da empfand er noch so lebhaft wie damals in der Volksschule: Das alles ist nur die Vorbereitung für meinen eigentlichen Beruf. Bisher schrieb ich flüchtige Entwürfe. Von nun an will ich die eigentliche Arbeit beginnen und alle Weisheit meines Lebens in wertvolle Darbietungen des Dichters legen – und Stücke für's Theater schreiben über das Thema: Gott, Mensch und Teufel. Kurz darauf ging er ein in das Reich der erreichten Ideale aus dem Lande der erstrebten oder, um mit seinen eigenen Worten, die er in seinem Lieblingsmärchen gebraucht, zu reden, aus Ardistan nach Dschinnistan.

In die Welt der Seele bekommen wir bezeichnenderweise oft mehr Einblick durch Beobachtung der kranken Seele als der gesunden. Wäre alles, was uns umgibt, nach den Regeln des Gesunden und Richtigen aufgebaut, so würden wir schwer imstande sein, etwas Tieferes von seinem Wesen zu verstehen. Ohne Krankheiten wüßte keine Wissenschaft etwas vom menschlichen Körper. Aber wenn Krankheitserscheinungen da sind oder uns selbst belasten, so vermehren gerade sie die Erkenntnis. In das Land der Seele sehen wir deutlicher durch die kranke als die gesunde Seele. Karl Mays Not war lange Zeit die gespaltene Seele.

Es ist eine weit verbreitete Krankheit. Es ist die Menschheitskrankheit. Wie sie alle mit einem nur halb geschlossenen Schädel geboren werden, der sich erst allmählich schließt, so werden sie alle mit einer mehr oder weniger gespaltenen Seele geboren, und die Hauptaufgabe des Lebens ist, ihre Einheit zu erringen. Einer unserer Größten hat dazu gesagt: Das Gute, was ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Das ist das berühmte Karl-May-Problem. Es hat sich bei ihm in äußersten Grenzen bewegt. Daraus allein sollte man auf die Größe Mays schließen. Kleine Menschen machen kleine Fehler, große Menschen sind auch in ihren Fehlern groß. Man kann's ebenso das Apostel-Paulus-Problem nennen, der sich als Saulus wie ein blutdürstige Bestie gebärdete und als Paulus eine neue Wahrheit in die Welt hineinrief, die die ganze Welt umgestaltet hat und weiter umgestalten wird. Ohne die zwei Seelen in seiner Brust wäre Goethe nicht der geworden, auf den Deutschland stolz ist, weil wir ihm alle zu Dank verpflichtet sind.

Die gespaltene Seele hat Karl May ins Gefängnis und Zuchthaus geführt, aber sie ist auch die Ursache seiner Schriften geworden und hat ihn zu einem Volksschriftsteller gemacht, dessen Werke in Millionen von Büchern in der Welt verbreitet sind und ebenso bleiben werden wie Cooper und andere. Aber wohlgemerkt: Die Krankheit der gespaltenen Seele hat's nicht getan, sondern der Heilversuch. Der Kraftaufwand aus dem Reiche des Geistes, der der Krankheit Herr zu werden wußte. Karl May hat sich die Last von der Seele geschrieben:

„Ich will Licht schöpfen aus dem Dunkel meines Gefängnislebens. Ich will die Strafe, die mich getroffen hat, in Freiheit für andere verwandeln. Ich will die Strenge des Gesetzes, unter der ich leide, in ein großes Mitleid mit allen denen, die gefallen sind, verkehren, in eine Liebe und Barmherzigkeit, vor der es schließlich kein Verbrechen mehr und keine Verbrecher gibt, sondern nur Kranke, Kranke, Kranke.“²

Ein echter Schriftsteller setzt sich nicht an den Schreibtisch und überlegt sich: Was schreibe ich jetzt? – Das tun die Federfuchser, die Papiermarder, die Tintenlecker, die Abschriftsteller in ihren Entlehnsesseln. Der echte Schriftsteller trägt in seiner Seele das große Leid der Welt, wie es Goethe so wundervoll gesagt hat:

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein Selbst zu ihrem Selbst erweitern ...

Dieses große Leid, ich möchte sagen die gespaltene Weltseele, wird zu dem dringenden Muß, das dem Schriftsteller die Feder in die Hand drückt. Er schreibt nicht: „Es“ schreibt aus ihm heraus. Wer kein Muß

² Ges. Werke Bd. 34 „Ich“ S. 406.

hat, gehört nicht unter die Echten. Er schreibt auch nicht für den Druck, für den Ruhm oder irgendwelchen Firlefanz, er schreibt für die eigene Seele, die entlastet werden soll, und diese eigene innere Befreiung wirkt auch auf die Umwelt befreiend. Das Geschriebene berührt seinen Verfasser dann nicht mehr. Das ist fort. Das mögen sie drucken und verlegen und verschachern. Ihn berührt nur das, was noch gesagt werden muß, und die Aussprache ist der Heilvorgang. Er würde in eine leere Kiste seine Blätter hineinschreiben müssen, daß sie nie das Licht der Öffentlichkeit sehen. Wie viele tun das! Aber daran genesen sie und lassen andere genesen, zu denen vielleicht doch ein Weg gefunden wird. Werden ihre Blätter solche Wege nie finden, so sind sie selbst dran genesen und wirken sich nun aus durch die Kraft ihres ganzen Wesens. Über den möglichen Ruhm ihrer Schriftstellerei sind sie dann höchst verwundert. Sie arbeiten nicht für den Ruhm.

So hat sich ein Paulus zurecht gepredigt, ein Beethoven hat seine ganze Last in die ergreifenden Töne gelegt. In ihnen schluchzt und jauchzt seine genesene Seele. Die Großen wollen nicht, sie müssen alle. Das Leid der gespaltenen Seele hat die Großen am Tiefsten erfaßt. Am Ausschlag, den die schwankende Seele gibt, kann man die Größe der Kraft ihres Trägers messen. Wüßten das doch alle Erzieher! Die ganz „bitterbösen“ Jungen sind oft die wertvollsten, jedenfalls die der Liebe bedürftigsten. Nichts des Mitleids – nein der Liebe. Liebe adelt und erhebt, Mitleid beleidigt und erniedrigt. Aber wohlgemerkt: Das Böse muß überall bekämpft werden in der Erziehung, die Bösen müssen geliebt werden. So handelt Gott in der Welt. Anders können auch wir nicht handeln. Wer das Böse und den Bösen nicht scheiden kann und beide gleichmäßig wegwirft, ist vielleicht zu mancherlei geeignet, aber gewiß nicht zum Erzieher. Der freut sich heimlich an der Kraft, die im Zögling tobt, mag sie sich nun gut oder böse entladen und liebt den Gefährdeten doppelt, je mehr er seiner bedarf. Aber im Verkehr läßt er strenge Gerechtigkeit und Wahrheit walten, damit die heilende Zucht im Erzogenen zur Selbstzucht erstarke und zur Befreiung. Denn es gibt keine Freiheit, die nicht auf Selbstzucht ruhte.

Von dem Leide der gespaltenen Seele brauche ich eigentlich dem freundlichen Leser nichts zu erzählen. Er kennt es selbst. Vielleicht kennt er nur den kleinen Ausschlag, den noch eine allgemeine Tugendhaftigkeit zu verdecken vermag. Aber wer ehrlich gegen sich selbst ist, wird auf die anerkannte Tugendhaftigkeit keinen großen Wert legen, sondern mehr darauf bedacht sein, die Spalten seiner Seele heilen zu lassen, daß er zu heiliger Einheit erwachse, die sich nicht hinter öffentlicher Tugendleistung zu verstecken braucht.

Man hat mir einmal erzählt von einem merkwürdigen Manne, der nun gestorben ist. Er hat keine Werke hinterlassen, hatte aber viele Freunde und Anhänger. Der pflegte zu seinen Freunden zu sagen: Achtet auf eure Träume. Gewiß, ihr träumt viele Dummheiten und Verworrenheiten, die aus Leber und Magen kommen. Aber ihr träumt auch alle bedeutsame Bilder aus eurem Seelenleben. In euren Träumen bilden sich die Fortschritte ab, die eure Seele macht. Ihr seid alle voll falscher Irrtümer, die sterben müssen. Wenn ihr nun träumt vom Tode nahestehender Menschen, so könnt ihr merken, daß allemal dann ein solches Ich gestorben ist in euch, und der schönste Traum ist, wenn ihr euch einmal selbst im Sarge liegen seht. Dann ist das letzte Ich gestorben, das nicht in euch hineingehört.

Das ist die Lehre von der gespaltenen Seele und ihrer Heilung mit anderen Worten und anderer Darstellung. Die innere Gespaltenheit und Zerrissenheit hat unsere Anteilnahme nicht. Sie ist, und es ist schmerzlich, daß sie ist. Aber ihre Heilung müßte jeden beschäftigen.

Für Karl May war die Erlösung der Gedanke seines langen Lebens, der ihn einzig beschäftigte. Darin war er ganz einseitig wie alle Großen. Sie haben ihren Grundgedanken, an den sich wie an eine goldene Schnur die Früchte ihrer vielseitigen Kundgebungen heften.

Die Genesung und Erlösung vollzieht sich in einer doppelten Spur. Darin sind alle Menschen gleichgestellt. Die unterste Grundlage der Heilung, die ganz unumgänglich ist für jeden Menschen, der der Notwendigkeit der Erlösung inne wird, ist die, daß er der Gerechtigkeit und Wahrheit ihren Lauf an sich läßt. Er muß Gott Recht geben, mag daraus werden, was da will. Hast du aus deiner Zweiseeligkeit und inneren Gespaltenheit heraus Menschen geschädigt und göttliche Rechte verletzt, so beuge dich unter alle Folgen, die daraus entstehen. Sündigen kannst du, soviel du magst. Es gibt keine Sünde, die nicht ihre Vergebung hätte. Aber trage auch alle ihre Folgen. Du wirst bald mit äußerster Kraft jede Sünde zu meiden trachten. Denn jede Sünde ist durch ihre Folgen in sich selbst Strafe. Durch das Tragen der Folgen, der Strafe, wird Gott Recht gegeben. Wer den Folgen ausweicht und sich weiß wäscht, dem kann nie geholfen werden, weil er sich Recht gibt. Wer Gott Recht gibt und sich unter die Wahrheit und Gerechtigkeit beugt, dem wird geholfen.

Darin war Karl May groß. Das haben alle seine Beurteiler und Feinde, die famosen Löser des „Karl-May-

Problems“ nicht erkannt. Er hat sich vergangen in seiner inneren Zerrissenheit, aber er hat überall der Gerechtigkeit ihren Weg gelassen. Für ihn ist Gefängnis und Zuchthaus das innere Genesungsheim geworden, was es vernünftigerweise für den Bestraften immer sein sollte. Dort hat er sich gefunden, weil er sich unter alle Ordnungen der Gerechtigkeit beugte. Wenn das die Menschen im bürgerlichen Leben auch täten bei Dingen, auf denen noch nicht Gefängnis und Zuchthaus steht, oder die haarscharf am Strafgesetz vorüberhuschen, so würde es bald anders aussehen in der Menschheit und eine Erlösung würde aufwachsen können, wo heute Finsternis und Todesschatten lagern.

Aus dieser unerläßlichen Grundlage aller Erlösungsmöglichkeiten ergibt sich aber als zweite Spur die Hilfsbereitschaft für alle Mitsünder. Wer eignet sich wohl am besten zum Prediger der Gerechtigkeit, der Sünder oder der Gerechte, ein Engel, der vom Himmel kommt, oder einer, der selbst mit allem möglichen und unmöglichen belastet ist? Die Geschichte des Reiches Gottes hat eine unzweideutige Antwort gegeben und als einzig geeignet den Sünder hingestellt. Ist jemand selbst ohne Fehl und Tadel, so eignet er sich vielleicht zum Pharisäer, aber ganz gewiß nicht zum Verkündiger der Wahrheit und der Versöhnung.

Es scheint das schwer begreiflich, und viele begreifen es bis heute nicht. Karl May sagte, als er seine Lebensarbeit plante:

„Es wird das freilich eine Kühnheit sein, an der ich leicht zugrunde gehen kann, was aber liegt am Schicksal eines kleinen Einzelmenschen, wenn es sich um große, riesig emporstrebende Fragen der ganzen Menschheit handelt? An dem winzigen Schicksälchen eines verachteten Gefangenen, der für die Gesellschaft schon so verloren ist?“³ ... „Man lache mich aus; aber ich habe es versucht und werde es weiter versuchen. Es mag bei der Ausführung dann wohl mancher Fehler untergelaufen sein, denn ich bin ein irrender Mensch. Mein Wollen aber ist gut und rein gewesen. Ich wollte ferner meine psychologischen Erfahrungen zur Veröffentlichung bringen. Ein junger Lehrer, der bestraft worden ist, seine psychologischen Erfahrungen? Ist das nicht noch lächerlicher als das Vorhergehende?“⁴

Ach nein, Herr May, damit haben Sie überhaupt den einzig gangbaren Weg beschritten und jeder geht ihn, der aus allen Fehlern heraus der Menschheit Gutes und Versöhnliches und Erlösendes bringen will. Als David Mörder und Ehebrecher geworden war, rief er aus: „Ich will die Übertreter Deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu Dir bekehren.“ Damals hatte er sich mindestens Zuchthaus verdient, und obwohl er König war, ging der Prophet Nathan doch streng mit ihm ins Gericht. Aber mit dieser Predigt des 51. Psalms hat er mehr gewirkt als Hunderttausende von tadellosen Predigern, denen niemand etwas vorwerfen kann. Selbst der Weltheiland hielt es für nötig, sich mit der Sünde aller zu belasten und wurde das Lamm Gottes, das der ganzen Welt Sünde trug, ehe er seinen Erlöserweg beschritt. In den Augen seiner Zeitgenossen war er der Allerverachtetste und Unwerteste, der Genosse der Zöllner und Sünder. Den Tugendbolden geht der Sünder in richtigem Empfinden weit aus dem Wege.

Eine ganz andere Frage ist, ob Karl May den richtigen Weg beschritten hat zu seiner Art von Verkündigung, und was er überhaupt gewollt hat. Darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein.

Hören wir ihn zunächst selbst. Was wollte Karl May mit seinem ganzen Schrifttum?

Der Gedanke dazu kam ihm, als er – eine Folge seiner musterhaften Führung in der Strafanstalt, wo er der Gerechtigkeit ihren vollen Lauf ließ – die Bibliothek der Gefangenen verwaltete. Die Gefangenen haben nicht das Recht, ihre Bücher auszusuchen, sondern bekommen zugewiesen, was sie lesen dürfen. Wir erfahren da von schweren Mißgriffen, die in der betreffenden Anstalt gemacht wurden, aber noch mehr, daß die eigentlichen Bücher für das Lesebedürfnis des Volkes noch gar nicht vorhanden waren. Sie fehlten überhaupt im deutschen Schrifttum. Hier wollte May eine empfindliche Lücke ausfüllen.

„Ich stellte mir vor, die verloren gegangene Menschenseele zu sein, die niemals wiedergefunden werden kann, wenn sie sich nicht selbst wiederfindet. Dieses Wiederfinden kann nie hoch oben in Dschinnistan – der Edelmenschlichkeit – sondern nur in Ardistan geschehen, im Erdenleid, in der Menschheitsqual, bei der Träberkost des verlorenen Sohnes unserer biblischen Geschichte.“⁵

Da las er die gelehrten Werke über Psychologie, besonders über Kriminal-Psychologie. Sie enthielten die Theorie, eine Sammlung von Rätseln und Problemen. Die Praxis lag rund herum in ebenso klarer wie

³ Ges. Werke Bd. 34 S. 406.

⁴ Ebendort S. 410.

⁵ Ges. Werke Bd. 34 S. 403.

erschütternder Aufrichtigkeit.

„Welch ein Unterschied zwischen beiden! Wo war die Wahrheit zu suchen? In den aufgeschlagenen Büchern oder in der aufgeschlagenen Wirklichkeit? In beiden! Die Wissenschaft ist wahr, und das Leben ist wahr. Die Wissenschaft irrt, und das Leben irrt. Ihre beiderseitigen Wege führen über den Irrtum zur Wahrheit; dort müssen sie sich treffen. Wo diese Wahrheit liegt und wie sie lautet, das können wir nur ahnen. Es ist nur einem einzigen Auge vergönnt, sie vorauszusehen, und das ist das Auge des - - Märchens. Darum will ich Märchenerzähler sein, nichts anderes als Märchenerzähler. Ich brauche nur die Augen zu öffnen, so sehe ich sie aufgespeichert, diese Hunderte und Aberhunderte von fleischgewordenen Gleichnissen und nach Erlösung trachtenden Märchen. In jeder Zelle eines und auf jedem Arbeitsschemel eines. Lauter schlafende Dornröschen, die darauf warten, von der Barmherzigkeit und Liebe wach geküßt zu werden. Lauter in Fesseln schmachtende Seelen, in alten Schlössern, die in Gefängnisse umgewandelt sind, oder in modernen Riesenbauten, in denen die Humanität von Zelle zu Zelle, von Schemel zu Schemel geht, um aufzuwecken und freizumachen, was des Aufwachens und der Freiheit wert ist. Ich will zwischen Wissenschaft und Seelen [Leben] vermitteln. Ich will Gleichnisse und Märchen erzählen, in denen tief verborgen die Wahrheit liegt, die man auf andere Weise noch nicht zu erschauen vermag. Ich will die Strafe, die mich getroffen, in Freiheit für andere verwandeln ... Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eigenes Ich.“⁶

„Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen. Ich war für mich der Mittelpunkt desselben. Und hoch über uns lag die Erlösung, lag die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben hatten. Diese Aufgabe war aber nicht allein die unsrige, sondern sie ist allen Menschen erteilt; nur daß wir, die wir um soviel tiefer lagerten als die andern, weit mehr und weit mühsamer aufzusteigen hatten als sie, aus der Tiefe zur Höhe, aus Ardistan nach Dschinnistan, vom niederen Sinnesmenschen zum Edelmenschen empor. Wie das geschehen müsse, wollte ich an Beispielen zeigen ... In Amerika sollte der Edelmann Old Shatterhand heißen, für den Orient aber Kara Ben Nemsî, denn daß er ein Deutscher zu sein hatte, verstand sich ganz von selbst. Er mußte als selbst erzählend, als „Icherzähler“ dargestellt werden. Sein Ich ist keine Wirklichkeit, sondern dichterisch erschaut. Darum soll alles, was von dem „Ich“ erzählt wird, aus der Wirklichkeit geschöpft sein und zur Wirklichkeit werden. Dieses „Ich“ ist die große Menschheitsfrage gedacht: Edelmann, wo bist du?... Wo das Ich keinen findet, da zeigt es durch sein eigenes edelmenschliches Verhalten, wie es ihn sich denkt. Dieses imaginäre „Ich“ hat nicht imaginär zu bleiben, sondern sich zu verwirklichen und zwar in meinem Leser, der innerlich alles miterlebt und darum gleich meinen Gestalten emporsteigt und sich veredelt. In dieser Weise trage ich meinen Teil zur Lösung der großen Aufgabe bei, daß sich der Gewaltmann, also der niedrige Mensch, zum Edelmann entwickeln könne“...⁷

Das ist der springende Punkt. Der Leser wird im Lesen in ein edelmenschliches Ich hineingehoben. Das ist nur möglich, wenn der Verfasser im geringsten Menschen an den Menschen glaubt. Das einzige Mittel aber, auf irgend einen Menschen einen Einfluß gewinnen zu können, ist der Glaube an ihn. Meine Tugend wälzt ihn nieder, mein Glaube an ihn, meine Liebe zieht ihn empor.

Darum dürfen wir diese Märchen auch rechnen als eine Predigt an die verlorene Menschlichkeit. Jeder muß reden in dem Tone, der ihm gegeben ist. Einer als Prophet, einer als Kanzelredner, einer als Dichter und einer als Märchenerzähler. Auf jeden wartet seine Zuhörerschaft, die seiner bedarf, und der man ihn zu entziehen kein Recht hat. Das Ziel ist bei allen, die zerrissenen und gespaltenen Seelen zu heilen, und die werden sich für diesen Dienst am besten eignen, die die Not der Menschheit am eigenen Leibe und in der eigenen Seele erfahren haben.

Karl May hat sich sehr heftig dagegen verwahrt, daß sein Ich, das überall redet und handelt, etwa Karl May sei. Dieses Ich ist sein Glaube an die Menschheit. Indem er den Leser durch die packende Darstellung nötigt, mit dem „Ich“ zu empfinden, zu sorgen, zu jubeln, zu leiden, zu handeln, ruft er ihm zu: Siehst Du, so ist der Edelmann, und zum Edelmann bist auch Du berufen.

Wieviel Tatendrang und Lebensmut lebt doch im Menschen und findet nur nicht immer seinen richtigen Platz! Wieviel edles Streben ist schließlich in Verbrechertum gemündet! Da wird all das edle Wollen und

⁶ Ges. Werke Bd. 34 S. 405/6.

⁷ Ges. Werke Bd. 34 S. 411/3.

unüberwindliche Können im Leser wieder aufgerufen und geweckt und er selbst darf eine Zeitlang sein großes „Über-Ich“ sein, darf Held sein, der unübertrefflich ist.

Wie ist dieses „Ich“ beschaffen? Es ist deutsch durch und durch, es ist tiefgläubig. Obgleich Christ, vermag es im Mohammedanischen, im Indianischen, in jeder Religion das Gute zu schätzen und aufzuspüren und sagt eigentlich zu jedem: Du bist Gottes, und alle Eigenschaften Gottes, die Feindesliebe, die Gerechtigkeit, Aufopferung, alles Gute wird nicht gehindert in dir durch deine zufällige Religion. Alles, alles gehört dir, denn du bist Gottes, als Mensch, als Geborener, und eine Zeitlang darfst du wandeln im Schutz und Schatten dieses göttlichen Ichs. Vielleicht gewinnst du dann Geschmack daran und bleibst in ihm. Dabei tritt dieses Edelwesen als Mann ebenso wie als Weib auf in der köstlichen Marah Durimeh, in Hanneh, in der liebenswürdigen Schakara. Außerdem hat es die Wirkung, die der Leser miterlebt, daß es alle, die in seinen Einfluß kommen, veredelt, also Wege zeigt zu jedem Menschen, der sich nicht mutwillig dagegen verstockt.

Wollte man den Menschen diese Gedanken so mitteilen, wie ich's eben tat, so würden sie kaum davor stehen bleiben, sondern es als Katechismusweisheit nehmen und achtlos dran vorübergehen. Aber wenn sie durch zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig Bände spannendster Abenteuer hindurchgeführt werden, die alle das Gleiche lehren, wenn sie Monate hindurch unter dem Einfluß dieses Ichs stehen und seine Wahrheit miterleben, so kann das nicht ohne Wirkung sein.

Das führt auf die Frage des Leserkreises, den sich Karl May dachte. Die Frage ist über seinen Kopf weg bereits entschieden worden. Karl May ist eben „der bekannte Jugendschriftsteller“. Aber gerade das wollte er nicht sein. Dagegen wehrte er sich mit aller Macht, und es ist eine ganz besondere Frage für den Erzieher, ob man seine Schriften der Jugend überhaupt in die Hand geben soll.

Der nächste Mensch, an den Karl May dachte, war der Verbrecher. Seine Schriften gehören in erster Linie in Gefängnisbüchereien. In den Reihen der Gedrückten und Verachteten sind sie entstanden, für sie sind sie gedacht. Ihnen soll durch die Schriften eine Botschaft der Erlösung werden. Und mehr noch als eine bloße Botschaft. Sie sollen in einem überragenden Ich sich selbst eine Weile als Erlöste erleben, indem sie in dem großen Ich mitsorgen, mithelfen und handeln. Ja, sie sollen in ihm immer wieder die Wahrheit erleben, daß letzten Endes das Gute die einzig starke Macht ist, und das Böse verzehrt und schließlich doch zum Guten bekehrt wird.

Wer Karl Mays Schriften anders versteht, hat sie mißverstanden. Wie oft höre ich sagen: „Auch ich habe sie seinerzeit verschlungen. Aber wie der lügt, das ist ja unerträglich.“ Darauf antworte ich nur: Das „Lügen“ kommt nur her vom „Verschlingen“. Man soll sie gerade nicht verschlingen, sondern sehr aufmerksam lesen. Dann wird man merken, daß trotz aller dichterischen Darstellung gerade nicht gelogen wird. Im Faust wird auch nicht gelogen, sondern eine Erlösung miterlebt. Ein Werk wie z. B. der „Silberne Löwe“ dürfte wohl wiederholt gelesen werden, ehe man hinter die tiefe Symbolik kommt. Ich würde Karl May den Vorwurf machen, den künstlerischen, daß zu viel Symbolik dabei ist, die der Leserkreis, den er meint, nicht verstehen kann. Darin hat er geirrt, aber wie jemand, der redlich sich bemüht.

Das versperrt auch Karl May die Wege zu den Lesern, die er gern haben möchte, zum breiten Volke. Die breiten Massen verstehen die hungernde Seele nicht und in ihrer anerzogenen Tugendhaftigkeit die Erlösungsbedürftigkeit nicht. Man kann aber erst dann richtig trösten, wenn jemand „zweifältiges empfangen hat um alle seine Sünde“. So lange der philiströse Tugendbold obenauf ist, solange sind solche Schriften unverständlich für die Massen. Aber wo gedrückte, mühselige und zerschlagene Seelen sind, da wird Karl May gern aufgenommen werden. Und solcher gibt's viele im Untergrunde, die an der herrschenden Tugendhaftigkeit verzweifeln.

Aber die Jugend? Warum hat die Jugend so gierig nach Karl May gegriffen und tut's wohl noch?

Die Frage ist sehr einfach zu beantworten. Weil die Jugend in ihrer gelehrten Erziehung geistig überfüttert wird, während die Seele verhungert. Die Jugend griff aus Verzweiflung nach Karl May. Sie bedurfte im Phantastischen, im Symbolischen ein Gegengewicht gegen die einseitige Beschäftigung des nüchternen Verstandes. Darum hat Karl May der Jugend auch nicht geschadet. Unsere gebildete feldgraue Jugend hat Karl May wahrhaftig nicht zum Schaden gelesen. Bei ihren Schulmeistern allein hätte sie solche unerhörte Heldentaten nicht vollführen gelernt, wie sie sie vollführt hat. Sie hat sich selbst geholfen, und das war gut.

Damit hat sie aber in ihrem seelischen Empfinden der Erziehung neue Bahnen gewiesen. In meiner Zeit gab's Karl May noch nicht. Uns hat man auch nicht eigentlich erzogen, sondern sehr gelehrt gemacht. Heute weiß jeder Schulprofessor, daß es die Gelehrsamkeit allein nicht tut, sondern die Erziehung, die Leib, Seele

und Geist ebenmäßig ausbildet.

Ich würde Karl May der Jugend mit Vorsicht zubilligen; für den phantasiearmen jungen Menschen ist er gewiß vorzüglich. Mays deutscher Sinn und seine schlichte Frömmigkeit können nur Gutes stiften. Dagegen würde ich ihn dem überreizten Knaben und Mädchen nicht in die Hand geben. Da die Symbolik wohl der Jugend unverständlich bleibt, würde er jedem gefährlich sein, dem der Sinn für die Wirklichkeit des Lebens nicht im rechten Maße eignet und kann leicht zu Überstiegenheiten führen, die auf die Dauer schädlich wirken. Solchen soll man aber Karl May nicht verbieten. Das würde nur reizen, sondern an seiner statt anderes bieten. Die heutige Erziehung, die sich ehrlich bestrebt, alle Einseitigkeiten zu meiden, findet schon geeignete Schriften, die solcher Jugend Karl May auch ersetzen.

Eines soll unbedingt anerkannt werden. Ein deutscher Mann, der ein ganzes Leben dafür eingesetzt hat, eine schmerzliche Lücke in unserem Schrifttum auszufüllen, hat unbedingt ein Anrecht, daß ihm ein ehrenvoller Platz in der deutschen Büchergeschichte gesichert bleibt. So gut die Franzosen ihren Jules Verne, die Engländer ihren Robinson und Cooper zu schätzen wissen, so gut wollen wir Deutschen auch unsern Karl May nicht missen. Er ist der Mann, der für die hungernde und zweispältige Seele schrieb. Sein Andenken stehe in Ehren bei uns. Er hat zuerst eine große Lücke ausgefüllt.

Mögen andere es besser tun, ehe sie ihn tadeln.

Meine erste Bekanntschaft mit Karl May

Von Dr. Heinrich Lhotzky

Ich weiß es noch wie heute. Es war zu Leipzig an einem häßlichen, näßlichen, gräßlichen Novemberabend. Man war froh, der Kaserne entronnen zu sein und endlich nach des Tages Mühen seine Ruhe zu haben. Damals hatten wir noch ein Militär, auf das man stolz war. Unsere inneren und äußeren Feinde hatten uns noch nicht entmannt. Noch lange nicht. Es war vor 40 Jahren. Wir Studenten wohnten unweit der alten Pleißenburg, die es heute auch nicht mehr gibt. In ihren Höfen übten wir Parademarsch. Unsere Studentenbuden lagen in der Petersstraße im Hirschen. Der hatte einen rechtwinklig gebogenen Hof, und wir sahen vom Scheitelpunkt, aus dem vierten Stock, in die beiden Lichtschachte und konnten gerade 204 Fenster zählen, die außer den unseren hineinmündeten. Unten im Hofe hörte man immer einen Lärm von klappernden Bierflaschen. Das war, wie ich auch viel, viel später erfuhr, das elterliche Geschäft von Otto Julius. Davon hatte er wohl seinen Familiennamen Bierbaum.

Also ich kam nach Hause und hatte meine vier Treppen erklommen. Nach mehrstündigem Parademarsch ist das keine geringe Leistung für die Oberschenkel. Aber nun freute ich mich an der Gesellschaft meines prächtigen Leibfuchses, mit dem ich Zimmer an Zimmer wohnte. Es kamen auch oft allerlei liebe Kameraden, um unseren Tee und Tabak bereitwillig mit uns zu teilen. Wie reich waren wir doch damals! Wir armen Studenten hatten ja alles, was man zur Behaglichkeit braucht.

Während ich so dösige dasitze und auf das Kochen des Teewassers warte, fällt mein Blick auf das Heft einer Zeitschrift.

„Leibfuchs,“ frage ich streng, „was ist das hier für ein Heft?“

„Ach,“ kam es ziemlich kleinlaut, „es war heute ein Kolporteur hier und wollte nicht wieder gehen. Da habe ich ihm das Heft abgekauft, nur damit er gehen sollte.“

„Na, ja, bist eben wieder einmal hereingefallen. Ich habe dir doch gesagt, daß du nicht auf jeden Schwindel hereinfliegen sollst mit dem Abkaufen.“

„Ist ja gar nicht geschehen.“

„Was? Nicht geschehen – sagst du? Das Ding hat doch unendliche Fortsetzungen, und jeden Monat wird nun, wie das Mädchen aus der Fremde, der Kolporteur auftauchen und seinen Obulus einfordern. Unglaublicher Mensch! Statt ihn loszuwerden, hast du ihn herangewöhnt.“

Der Gemaßregelte entgegnete ruhig:

„Du könntest dir eigentlich hier oben den Kasernenton abgewöhnen und hast wieder einmal vergessen, daß du in meinem Zimmer bist, und daß es mein Heft ist und mein Geld, das ich dafür hingelegt habe. Du natürlich,“ – er verschluckte wohlweislich den Schluß des Satzes und machte sich im Zimmer zu schaffen, während ich die Seiten durchblättere. Es war das jüngste Heft einer anscheinend neuen Zeitschrift, die den hochtrabenden Namen führte „Vom Fels zum Meer“.

Da fiel mein Blick auf ein Verschen aus einem alten Liede. Es war umspinnen von einer Geschichte, und das ist nun so. Wenn ich eine halbwegs gut geschriebene Geschichte zu lesen anfange, dann muß ich weiterlesen bis zu Ende. Das ist bis heute so. Man nennt so etwas fesselnd.

Der Leibfuchs richtete unterdessen das Abendbrot, goß Tee auf, und ich las und las.

„Wollen wir nicht essen?“ hörte ich da von weitem eine Stimme.

„Ja, ja, gewiß!“ antwortete ich zerstreut. „Du, das ist übrigens eine nette Geschichte, die du da gekauft hast. Weißt du was? Die lese ich dir nachher vor. Du hast doch Zeit?“

„Na, also!“ murrte der Jüngling. „Du siehst wieder einmal, wie so oft, daß das, was ich tue, gar nicht so übel ist.“

„Das konntest du gar nicht wissen!“ beharrte ich eigensinnig. „Natürlich legt auch einmal ein blindes Huhn ein Ei, und es kriecht ein sehendes Küken aus. Aber es ist übrigens eine arg nette Geschichte. Wollen wir lieber unsere Pfeifen stopfen, und ich lese dir vor.“

Das einfache Mahl war bald beendet, dann dampften die Pfeifen. Von oben, aus dem fünften Stock, kamen noch einige Kameraden, die dort für 15 Mark wohnten, während wir im vornehmeren Stockwerk 20 Mark monatlich bezahlten, und ich las meine Geschichte vor. Sie lautete: „Christi Blut und Gerechtigkeit“ und ist in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ 1882/3 zu finden.

„Fortsetzung folgt.“ Schade, daß wir nicht wissen, wie's weitergeht. Du solltest eigentlich die Fortsetzung kaufen, lieber Leibfuchs, wenn der Kolporteur wiederkommt.“

„Weißt du,“ entgegnete dieser selbstgerecht, „es wäre eigentlich sehr nett, wenn das nächste Heft du bezahlen würdest.“

Danach fiel natürlich keinem meiner Zuhörer ein, zu fragen, von wem die Geschichte stammte. Was interessiert einen Studenten der Name eines Schriftstellers, noch dazu, wenn er nicht Fachmann ist.

Aber ich habe mir die Geschichte gemerkt. Es war die Rede von einem kühnen Reisenden, der in Kurdistan Bergen unter lauter Muhammedanern und wildem Gesindel eines Abends zwischen den Bergen unter mehr oder weniger zweifelhaften Gastfreunden nächtigte. Während sie so sitzen und die Pfeifen rauchen, erklingt hinter einer Teppichwand ein einfaches Kinderstimmchen und redet mit inbrünstiger Einfalt Worte in einer Sprache, die nicht kurdisch, nicht türkisch, nicht arabisch, überhaupt nicht bekannt ist.

„Was hat das Kind?“ fragte aufmerksam der Reisende, der im Icton erzählte.

„Es betet, denn es geht schlafen,“ erwiderte der Hausherr.

„Was betet es?“

„Das Gebet des Vaters meines Weibes.“

„Wo ist er? Lebt er?“

„Er ist tot.“

„War er ein Moslem?“

„Ich weiß nicht, ich habe ihn nicht gekannt.“

„Woher hast du denn das Weib?“

„Ich habe sie mitgenommen, als wir bei den Arabern einfielen.“

„Darf ich dein Weib etwas fragen?“

Dann erzählte das herbeigerufene Weib, daß es den Vers von ihrem Vater gelernt und nun dem Kinde weitergegeben habe, ohne seinen Inhalt zu verstehen. Sie wiederholte dann die Worte, und der Reisende verstand aus der falschen Betonung und dem fehlerhaften Sprechen doch heraus:

„Christi Blut und Gerechtigkeit

Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.

Damit will ich vor Gott bestehn,

Wenn ich zum Himmel werd' eingehn. Amen!“

Es war ein tief ergreifender Vorgang, und im Laufe des Gesprächs sagte das Weib, daß es noch einen „Talisman“ von ihrem Vater auf dem Herzen trage. Sie brachte ihn auch hervor, ein viereckiges Etwas in Schafleder gehüllt. Als es der Reisende öffnete, war es ein Notenblatt.

„Kannst du lesen, Fremdling, was darauf steht?“

Ja, er konnte es lesen und las und sang:

„Aennchen von Tharau ist's die mir gefällt ...“ usw.

Er sang alle Verse des lieben Liedes mit Inbrunst und Hingebung, und als er geendet, stand der Platz um die Hütte voll andächtiger Menschen, die alle das herzige deutsche Lied vernahmen. – – –

Die Macht des deutschen Liedes in den wilden Bergen Kurdistan – das mußte uns ergreifen. Und wie der Verfasser das darstellte! Unsereiner findet in der Erinnerung nicht den Ton und die Fülle des packenden Erzählens. Aber damals waren auch meine Zuhörer ergriffen, bis es hieß: „Fortsetzung folgt“.

Die Fortsetzung wurde natürlich nicht gekauft, die damaligen Studenten waren bald verweht, hierhin und dahin, wie die losen Blätter, die der Wind auseinanderwirbelt, und mich wehte er in die südrussische Steppe, auf die Krim, wo ich lange Jahre liegen blieb.

Da tauchte eines Tages die alte Studentengeschichte wieder auf. In meine Hände fiel ein Buch von Karl May. Es hieß „Orangen und Datteln“ und enthielt neben anderen Novellen auch die Erzählung „Christi Blut und Gerechtigkeit“.

So. Das ist also Karl May! Man hatte seinen Namen damals schon öfter gelesen. Schulmeister schimpften über ihn und fanden ihn höchst unpassend für die Jugend. Aber ich verschlang das Buch, wie alles, was spannend ist, und konnte mich nicht losreißen, bis ich geendet. Dann las ichs noch meiner Frau vor und erzählte ihr auch die alte Studentengeschichte dazu.

Das war meine erste Bekanntschaft mit Karl May. Die folgenden Bände las ich erst, als mir sie der Verlag freundlich zur Verfügung stellte. Aber wie habe ich ihn schätzen gelernt! Ich halte ihn für den Klassiker des deutschen Volksbuches. Doch davon ein andermal.

Hellsinnigkeit

Von Dr. Heinrich Lhotzky

Es ist eine weit verbreitete Lehre, daß der Mensch die Möglichkeit habe, sich doppelter Sinne zu erfreuen, die in ein Gebiet reichen, das jenseits der Wahrnehmungsfähigkeit gewöhnlicher Sinne liegt. Das sind also Gebiete des rein Geistigen, das mit grobem Stoff nichts mehr zu tun hat als seelische Zustände oder dergleichen, oder das auch räumlich und zeitlich für gewöhnliche Sinne unerreichbar ist. Nun hören wir zwar neuerdings ohne leitenden Draht, was in Amerika gesprochen wird, aber damit sind wir noch nicht hellhörig, denn wir wissen, daß dazu sehr genau gearbeitete Werkzeuge nötig sind, die allerdings unsichtbare Ströme aussenden beziehentlich empfangen.

Die genannte Lehre meint jedenfalls, daß wir gewisse Organe hätten, die bei den meisten un ausgebildet sind, die aber in genauer Beziehung zu unsern Werkzeugen der sinnlichen Wahrnehmung stehen und ihnen auch im Gebiete der Seele oder des Geistes genau entsprechen.

Wir haben nun fünf Sinne nach der üblichen Auffassung, die an unsere körperlichen Gliedmaßen von Auge, Ohr, Nase, Gaumen und Hand oder Fuß gebunden sind und als Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen zu unserem Bewußtsein kommen. Man will sogar einen sechsten Sinn wissenschaftlich feststellen, den Sinn des Gleichgewichts, der mit winzigen Organen im Ohr zusammenhängt, und den man deutlich machen kann, wenn man mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen durch ein Zimmer zu gehen versucht. Jemand hat einmal Taubstumme eingeteilt in solche, die das vermögen, und solche, deren es versagt ist, und erklärte die ersteren für heilbar, die letzteren für unheilbar.

Hier brauchen wir uns nur an die üblichen fünf Sinne zu halten, und die Behauptung der Lehre ist, es gebe ein Art jenseitigen Auges, Ohres usw., wobei unter jenseitig verstanden wird jenseits der Sinnenwelt. Das wären also metaphysische Organe im eigentlichen Sinne oder zu deutsch Gliedmaßen der Uebersinnlichkeit, oder, wenn man es wörtlich übersetzen will, der Hintersinnlichkeit.

Ich habe nicht gesagt, daß es ein Glück ist, solche zu besitzen. Ich wünsche mir keine und bin froh, daß ich keine habe, denn wenn es das gibt, ist es doch immerhin eine gewisse vorzeitige Reife, die wahrscheinlich auf Kosten der eigentlichen, natürlich sinngemäßen Reife geht. Gibt es solche Hintersinnlichkeit, so ist sie unzweifelhaft für alle da, wenn sie soweit ausgereift sind, daß sie ihrer bedürfen. Was man aber in unserm jetzigen Sinnenzustand zu erleben bekommt, ist etwas erschreckend Einseitiges, das noch dazu auf unser gewöhnliches Sinnenleben außerordentlich störend wirkt.

Man denke sich jemand, der hellsehend ist. Es gibt anscheinend solche. Meistens sind es Frauenzimmer, die man als mehr oder weniger hysterisch betrachten muß, die also krank sind. Da ist die Fähigkeit des Hellgesichts dermaßen überwiegend, daß das einfache Sinnenleben, wahrscheinlich auch jede vernünftige Arbeit, aber auch die andern Innensinne sicher zu kurz kommen. Das kann nur ein Unglück sein, aber kein Glück.

Ich kannte einen übernervösen Herrn, der unsagbar unter Wetter und besonders Feuchtigkeit litt. Als ich ihn einmal besuchte, mußte ich einen Weg von einer Stunde durchs Gebirge zurücklegen. Unterwegs bekam ich einen Anfall von Gallenkolik und setzte mich erschöpft an einem Abhang nieder. Als der Anfall vorüber war, nahm ich meinen Weg wieder auf und durchwanderte noch zwei Täler, bis ich zu der Behausung des Betreffenden kam. „Wie geht's Ihnen?“ begann er teilnehmend, „Sie hatten unterwegs ein Unwohlsein, das Sie zum Niederlegen nötigte.“ Ich starrte ihn an. „Ich habe gesehen, daß Ihnen sehr schlecht zu Mute war und sah Sie an der Erde liegen.“ Später zeigte er mir im Vorübergehen genau die Stelle.

Nun, er war krank. Offenbar hatte sich das Hellsehen auf Kosten seiner übrigen körperlichen Funktionen genährt. Eine mir bekannte Dame verlor die Fähigkeit des Hellsehens, als sie – heiratete. Sehr begreiflich.

Eigentümlich ist, daß man aus den dafür aufgeschlossenen Kreisen immer nur hört von Hellsehenden und Hellhörenden. Letztere vernehmen offenbar Stimmen, die man sonst nicht hört, nicht hören kann, weil sie aus einer uns regelmäßig verschlossenen Welt stammen. Erstere sehen allerlei, aber von einer Helligkeit sonstiger Sinne hört man nichts. Das ist auffallend. Aber es ist gut so.

Ich halte es für das große, ja größte Glück des menschlichen Daseins, daß wir eingeschlossen sind in eine sehr engbegrenzter Sinnenwelt, meistens ohne Ahnung von einer übersinnlichen Welt, und uns in dieser so betätigen müssen, wie wir wirklich sind, unter Ausschluß aller von sonstwo hereinragenden Gewalten. Nur so kann der Mensch etwas werden, etwas lernen. Nur so weiß der Mensch, wer er wirklich ist, weil er ganz auf sich allein gestellt und von allem Einmischen irgend einer Geisteswelt befreit ist. Ein Tor, wer diesen Zustand zu ändern trachtet!

Es ist ungefähr so im Leben, wie wir's in der Schule hatten. Vielleicht machens die Schulmeister heute noch so mit den Schülern. Wir wurden zuweilen eingesperrt unter strengster Beaufsichtigung und mußten irgend welche Aufgaben ohne alle Hilfsmittel lösen, rein aus uns selbst heraus. Das ganze hieß im Deutschen: Klausur. Die Lehrer wollte sehen und gleichsam uns selbst vorführen, was wir allein wüßten und ohne Hilfe leisten könnten.

Wer nun hellsehend oder hellhörig ist, der hat die wohlgeordnete Klausur unseres Sinnendaseins durch Schuld oder Zufall, jedenfalls auf Kosten des ganzen erziehlchen Verfahrens durchbrochen und gleicht einem Schüler, der unter der Bank oder irgendwo draußen eine unter dem Gewand sorgfältig verborgene Spicke benutzt – so nannten wir allerhand Eselsbrücken – und dadurch den Schulplan stört. Ich kann mir schon vorstellen, daß es die Absicht der Natur sein könnte, uns einmal hellsinnig werden zu lassen, aber selbstverständlich erst dann, wenn wir vollsinnig geworden sind, d. h. im Gebrauch aller unserer Sinne soweit gekommen sind, daß wir über ihren Gebrauch hinauswachsen müssen. Alles andere ist ungesunde Frühreife.

Wenn man im Sommer unter einen Apfelbaum oder überhaupt unter einen Obstbaum tritt, bemerkt man immer einige Früchte, die den andern weit vorausgeeilt sind in der Reife. Aber der Gartenfreund weiß genau, daß in jeder solchen Frucht ein Wurm sitzt, der sie allerdings früher reifen läßt, aber auch früh und unvollendet welken macht, weil sie durch ihn krank geworden ist. So wird's wohl auch mit den Hellsehern und Hellhörern sein. Es ist immer nur ein Sinn so hell geworden, und die eigentlichen Sinne sind offenbar unausgebildet.

Die menschlichen Sinne sind noch lange nicht so weit entwickelt, daß sie einer Ueberhellung bedürften oder sie nur vertragen könnten. Das lehrt uns die einfachste Naturwissenschaft. In einem gewissen Sinne möchte ich behaupten, die Naturwissenschaft lehrt uns die Kunst, richtig und wirklich zu sehen, zu hören und unsere sinnlichen Fähigkeiten in einer streng begrenzten Sinnenwelt zu gebrauchen. Daß wir darin noch längst nicht vollkommen sind, lehrt uns jeder Tag. Darum weg einstweilen mit der Hintersinnlichkeit. Macht mit ihren unglücklichen Trägern Kaltwasserkuren, laßt ihre Trägerinnen heiraten, kurz, behandelt sie mit vernünftigen einfachen Mitteln, aber setzt sie nicht auf den Dreifuß, haltet sie lieber in der köstlichen Sinnlichkeit, die das wertvollste Geschenk des Planeten ist. Nur die Raupe wird ein wohlausgebildeter Schmetterling, die als Raupe gefressen hat, was die Kiefern zwingen konnten, und wahrscheinlich wird nur der Mensch ein Vollbürger in der Uebersinnlichkeit, der ein tunlichst vollendetes Sinnenleben geführt hat. Die Inder sagen, er müßte sonst das ganze Schlamassel nochmals durchmachen und immer wieder, bis ers gelernt hätte.

Also aus der Einseitigkeit hellsinnlicher Begabung kann man schon auf ihre Unzulänglichkeit und Krankhaftigkeit schließen.

Wo aber bleiben die andern drei Sinne? Gibt es neben hellem Hören und Sehen auch ein helles Riechen, Schmecken, Fühlen? Ich meine doch.

Bekanntlich teilen wir unsere Sinnlichkeit mit der uns nahestehenden Tierwelt. Nun wollen die Lehrer der Uebersinnlichkeit oft genug bei Tieren Hellsehen festgestellt haben. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen.

Ich habe mich immer gewundert, woher alle Tiere im Naturzustand wissen, was für sie schädlich oder nützlich ist. Warum läßt das Rindvieh auf der Weide gewisse üppige Pflanzen einfach stehen? Offenbar empfindet auch das grünste Kalb, daß sie schädlich sind. Warum verließen vor dem letzten großen Erdbeben in Messina alle Katzen die Stadt? – Im Jahre 1910 hatten wir eine mehrmonatige Ueberschwemmung an den Ufern des Bodensees, die ganz ungewöhnlich war und die Monate Mai, Juni, Juli umfaßte. Warum legten indem Jahre ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit die Wildenten ihre Nester weit ab von den Seeufern an, wo sie von den später kommenden Fluten nicht erreicht werden konnten? Man sagt: Aus Instinkt. Gut. Aber was ist Instinkt? Ein Wort, das sich eingestellt hat, wo Begriffe fehlen. Mir hat noch niemand erklärt, was Instinkt ist. Ich sage, Instinkt hängt zusammen mit der Hellsinnigkeit.

Eine gesunde und unserem jetzigen Zustand zuträgliche Hellsinnigkeit ist offenbar viel häufiger und weiter verbreitet als wir denken. Ich glaube, es ist gut, wenn wir sie nicht besonders auszubilden suchen, es wird auch nichts schaden, wenn wir sie im allgemeinen nicht beachten, aber da ist sie jedenfalls.

Mir scheint, unter den Menschen gibt's neben dem Hellsehen und Hellhören auch ein weit verbreitetes Hellfühlen, und die richtigen, echten Hellfühler nennen wir – Phantasten. Phantasie haben wir alle mehr oder weniger, aber wirklich und klar ausgebildet ist sie nur bei besonderen Menschen, den Phantasten. Das sind Menschen, die hineinfühlen in sonst sinnlich nicht Wahrnehmbares. Sie erfühlen geheime Fäden des Seins, jenseits der gewöhnlichen sinnlichen Wirklichkeit.

Also sind Phantasten keineswegs bloß Träumer und Utopisten oder gar Lügner. Sie sind Hellfühler. Ich las vor Jahren einmal Romane von einem bekannten Schriftsteller, dessen Namen ich absichtlich erst weiter unten nenne, denn der aufmerksame Leser wird ihn selbst erraten. Der beschrieb das lenkbare Luftschiff, und siehe, es wurde darauf Wirklichkeit. Er schilderte ein Mittel, die Kohlenenergie auszuschalten. Ich hoffe bestimmt, daß er seine Erfindung vorausgeföhlt hat, denn unser Vaterland hat augenblicklich nichts nötiger. Vieles, was Jules Verne „zusammenphantasiert“ hat, ist heute schönste Wirklichkeit. So die Reise um die Welt in 80 Tagen, das Unterseeboot, und vieles mehr.

Vor einiger Zeit brachte der Hans Lhotzky Verlag eine phantastische Geschichte eines neu aufwachsenden deutschen Phantasten namens Karl Schworm heraus: „Durch Meere und Wüsten“, ein Buch, dessen Verfasser sich offenbar an Karl May, dem Klassiker deutscher Phantasten, gebildet hat, und das den Leser in atemloser Spannung hält. Ich bat ihn, da ich Phantasten liebe, um weitere Arbeiten und erhielt derart Spannendes, daß ich die Handschrift nicht weglegen konnte. Leider konnte das Werk noch nicht veröffentlicht werden und lag Monate lang in meinem Schreibtisch. An einer der spannendsten Stellen beschrieb der Verfasser die Zerstörung eines russischen Kriegsschiffs im goldenen Horn, durch die das heimtückische Albion den General Wrangel zu verderben hoffte. Nachdem ich längst die Geschichte bei Karl Schworm gelesen, las ich sie eines Tages – in der Zeitung als wirklich eingetretene Begebenheit. Der Verfasser des Romans schrieb mir damals und bat um meine Bestätigung, die ich hier öffentlich wiederhole.

Das sind doch keine Träumereien und Hirngespinnste oder Lügen, sondern nichts anderes als ein Hellfühlen, das dem Phantasten eigen ist. Darin liegt gerade der eigenartige Reiz, den z. B. Karl May ausübt, und alle, denen reiche Phantasie und hohe schriftstellerische Begabung zu Gebote steht, daß sie die Fäden einer möglichen Wirklichkeit sehen und laufen lassen und den Zuhörer die Möglichkeit mit erleben lassen. Warum sollen solche Möglichkeiten nicht auch Wirklichkeiten werden können? Warum sollen sie nicht gelegentlich vorausgeföhnte Wirklichkeit sein?

Phantasie ist jedenfalls die Kunst des Möglichen, wie alle Künste, unbekümmert darum, ob es auch die Kunst des Wirklichen ist. Es ist ein Hellfühlen. Ist es die andre Kunst etwa nicht?

Darin liegt auch der hohe erzieherliche Wert der phantastischen Schriftsteller. Jawohl, sie haben einen erzieherlichen Wert. Man muß aber als Erzieher wissen, wem man sie in die Hände gibt. Kindern, die an sich aufgeregten Sinnes sind, deren Phantasie an sich schon im Verhältnis zu ihrem sonstigen Sinnenleben einseitig erregt ist, würde ich weder Karl May, noch irgend einen Phantasten zu lesen geben. Bei solchen besteht die Gefahr, daß die einseitige Geföhlsausbildung zu einem einseitigen Hellfühlen, Hellsehen oder dergleichen wird. Das ist nach dem Gesagten krankhaft. Dagegen Heranwachsenden, denen jeder phantastische Schwung mangelt, sinnlichen Erdenbürgern, die ein Jenseits der Sinne schlechthin nicht kennen, wird der Phantast ein sehr wertvoller Freund und Erzieher werden. Mir sind sie noch heute die liebsten Freunde, weil mir jede Spur von Phantasie mangelt. Die Kunst der Karl May, Robert Kraft, Karl Schworm usw. begeistert mich geradezu. Mag man mir immerhin den denkbar schlechtesten Geschmack nachsagen. Ich weiß, was mir dient. Und was mir dient, wird auch einer Jugend dienen, die ebenso phantasiearm ist wie ich. Bedarf die Jugend dieses Schrifttums nicht mehr, so legt sie's allein weg. Ich habe das oft gesehen, auch bei eigenen Kindern. Wenn sie's aber hineinfrißt und alles andre darüber vergißt, dann soll man ihr die Bücher wegschließen, weil sie in Gefahr steht zur Unzeit hellsinnig zu werden. Wahrscheinlich sind die Entwicklungsjahre dieser Gefahr besonders ausgesetzt. Wer in dieser Gefahr ist, das zu ergründen gehört zur Weisheit der Erzieher, die wie jede Weisheit recht einfach und selbstverständlich ist, und die man eigentlich von Eltern und üblichen Erziehern zu erwarten berechtigt ist. Aber unsern Karl May und seine Genossen in Bausch und Bogen zu verdammen und ihn aus den Büchereien der Jugend zu verbannen, das ist – erzieherische Talentlosigkeit, die wahrscheinlich auch in der übrigen Auswirkung zum

Ausdruck kommt und den Schulmeistertyp schafft, den wir seiner Zeit wohl kannten, und der uns vieles in unserer Jugend vereckelt hat. Scheltet sie nicht zu sehr! Sie wissen nicht, was sie tun.

Was er mir war

Von Dr. Heinrich Lhotzky

„Karl May ist doch Schund und Kitsch.“ – Dieses erhabene Urteil fällte eines Tages mein jugendlicher, dreizehnjähriger Freund bei Tisch, als ich seines Vaters Gast war.

Etwas verwundert über dieses gereifte Urteil fragte ich den Jüngling, was er eigentlich so Kitschiges und Schundiges bei Karl May gelesen habe.

„Ueberhaupt gar nichts. Man liest doch keinen Schund.“

So, so! mein Freund. Also stammt das Urteil von eurem Lehrer. Hab ich Recht?

„Jawohl!“ entgegnete er unbefangen. Warum soll er auch nicht bei passender Gelegenheit anbringen, was in der Schule gelehrt wird! Gott sei Dank! wenn die Schule in unserer Jugend wieder etwa wie Achtung und Vertrauen erzeugt. Ich wage natürlich nie, einem Schulmeister zu widersprechen, da er's doch besser weiß als ich. Und in einem jugendlichen Gemüt die Autorität zu untergraben, das halte ich für Frevel. Freilich habe ich mir oft die Frage vorgelegt, wie es kommt, daß unsere gesamte Jugend, die aus den Schulen der letzten 50 Jahre hervorgegangen ist, jede Ehrfurcht verloren hat. Ob am Ende vielleicht doch die Schule ...?

Würde es nicht möglich sein, daß man fertige Urteile der Jugend etwas vorsichtiger zu hören gibt? –

Nun, ich tat das einzige, was ich für richtig hielt, und verehrte meinem jungen Freunde bei nächster Gelegenheit einen Karl-May-Band.

Aber welchen? Ich bin in Karl May eingeführt worden durch den Band, den ich heute noch schätze: „Durchs wilde Kurdistan“. Dort erlebt man eine wunderbare Natur in den alten heiligen Stätten am Zab, der die Trümmer Ninives bespült. Man zittert mit den Helden um ihr Leben und bewundert ihren Mut und ihre nie fehlende Errettung, man lernt Rih kennen und Dojan, Hadschi Halef ... den Mann mit dem Bandwurm im Namen, und vor allem Marah Durimeh, die liebe Greisin, die den Schmelz ewiger Jugend mit der Reife des Alters verbindet.

Diesen Band also wählte ich und beobachtete meinen jungen Freund in den folgenden Tagen. Langsam, langsam kam er vorwärts. Er legte immer ein Zeichen hinein, und ich konnte es gut nachprüfen. Allein bald geschah, was ich von meinem gesunden deutschen Jungen erwartet hatte: die Lesezeit wuchs, die gelesenen Abschnitte wurden täglich größer, und dann raste der Jüngling in allen Freizeiten durch das Buch. Es kann ja nicht anders wirken.

Was soll ich ihm nun schenken? fragte ich seinen Vater. – Vorläufig gar nichts. Er wird das Buch immer wieder lesen. Er ist sehr gründlich.

Ich hatte es gut gemeint. Ich dachte, wenn der arme Vater jetzt nacheinander 40 – 50 Bände anschaffen muß, dann habe ich vielleicht seinen wirtschaftlichen Zusammenbruch auf mein Gewissen geladen. Aber es schadet auch nichts, wenn der Jüngling das Buch gründlich liest und sich in diese Gedankenwelt hineinlebt.

Schließlich fragte ich: Na, wie gefällt dir Karl May? – „Karl May?“ fragte er, „ist das Karl May?“

Jawohl, das ist der „Schund und der Kitsch von Karl May!“ Da schwieg der Jüngling. Er hatte natürlich, wie viele junge Leute, den Namen des Verfassers nicht beachtet. Ich schwieg auch. Ich will doch nicht die Autorität der Schule untergraben. Ich will auch nicht dem Herrn Lehrer widersprechen, der's ja doch besser weiß. Aber ich darf vielleicht eine kleine Geschichte erzählen, die den Vorzug hat, wahr zu sein.

Ich stehe in den Jahren, in denen man eigentlich damit rechnet, daß das Planetendasein bald zu Ende geht. Dennoch kam es einigen Zeitgenossen so vor, als täte in meinem Falle eine kleine Beschleunigung not, und diese Gedanken verdichteten sich bei mir zu einer schweren Krankheit, die mich lange ganz teilnahmslos machte, und bei sehr langsamer Besserung die Sehnerven ergriff und mich für Monate des Lesens und Schreibens beraubte.

Das war schwer und gerade mir recht ungewohnt. Da erbarmte sich meiner meine ältere Schwester und las mir vor und schrieb nach meinem Diktat, was zu schreiben nötig war. Und schließlich lasen wir Karl May. Woche um Woche in schwerer Krankheit war er Tröster und Ablenker. Wir zitterten mit dem Helden im Abenteuer, trösteten uns aber in allen Gefahren immer damit, daß das „Ich“ doch schließlich auch aus den

verstricktesten Lagen gerettet worden sein müsse, sonst hätte es eben nicht „Ich“ schreiben können. Das muß ich schon sagen, daß mir Hadschi Halef zuweilen auf die Nerven ging mit seinem Geplauder, das auch jemandem, der im Orient war, zuviel werden konnte.

Ich war überhaupt nicht mehr mit allem einverstanden. Das Alter ist kritischer. Dennoch habe ich dem deutschen Manne, dem Freunde der Jugend, dem Tröster des Alters, dem wahrhaft gläubigen Menschen von Herzen gedankt und freue mich, es öffentlich als Bekenntnis auszusprechen. Ich hatte mir vor Jahren einmal erlaubt, in einem Zeitungsaufsatz eine freundliche Bemerkung über Karl May mit meinem Namen zu unterschreiben. Da bekam ich den Aufsatz anonym zugesandt mit der Randbemerkung: „Was zahlt der Verlag für diesen Kitsch?“

Nun, der Verlag belohnt seine Leser mit weiterem Lesestoff dieser Art, und wir freuen uns, wenn er recht viel verkauft. Aber eins muß ich noch sagen: Wir beiden Alten nahmen auch den alten Lederstrumpf vor und lasen ihn gründlich. Da steht mir aber doch der Deutsche Karl May turmhoch über dem Amerikaner Cooper.

Im Lederstrumpf liegt unverkennbar der Ur-Winnetou. Auch Goethe lag ein Urfaust vor. Aber der Coopersche Edelindianer, wie fällt er doch ab! Er wird getauft und heißt dann Indianer John, man sieht ihn nach einem Weihnachtsgottesdienst bei dem Pfarrer sitzen und hört ihn erbauliche Gespräche führen. Aber in derselben Nacht findet man ihn um 4 Uhr irgendwo als Alkoholleiche, denn er hatte sich leider das Saufen angewöhnt und ist später kläglich daran gestorben.

Das ist amerikanisch. Der deutsche Winnetou ist eine Gestalt, an der man sich freuen kann, die im Tode noch ergreifend wirkt, und die ganz gewiß mehr zur Veredelung der Jugend beiträgt.

Ich glaube überhaupt, daß das Abenteuer für die Jugend gut ist. Nicht für alle Jugend. Für überreizte Phantasten muß man schmale Krankenkost wählen, denn sie sind krank. Aber was ein gesunder deutscher Junge ist, dem dient das Abenteuer. Die deutsche Jugend hat im Weltkrieg bewiesen, daß sie gut vorbereitet war. Sie hat Wunder verrichtet, oft ganz gewiß nicht ohne den Einfluß von Karl May.

Ich freue mich, daß heute Nachfolger da sind. Robert Kraft, den Frühvollendeten, habe ich sehr geliebt und bedaure, daß es keinen Robert-Kraft-Verlag gibt. Neuerdings geht Karl Schworm diese Wege. Sein „Schmied von Rhein“ ist so deutsch und gesund und spannend, daß die Franzosen ihn verboten haben. Das ehrt das Buch. Ich höre, daß eben ein neuer Band von Karl Schworm unterwegs ist, auf den ich mich freue. Der Leser wird ihn in allen Buchhandlungen finden. Den verbotenen „Schmied vom Rhein“ auch.

Daß Karl May – und die aus ihm – Werte darstellen, das fühlte ich immer. Was sie mir aber auf dem Krankenbett waren, das möge ihnen in der Ewigkeit vergolten werden.

Ein unerwünschter Gast

Von Dr. Heinrich Lhotzky

Es gibt Stunden im Leben, die einfach schwer sind, ohne daß man eine Ursache zu nennen weiß. Es gibt ganze Tage, in denen man dem Griesgram zum Opfer fällt. Dann freut einen keine Arbeit und keine Ruhe. Das ganze Leben erscheint so schal und wertlos. Die Mißerfolge schreiten daher in langer häßlicher Reihe und fressen die paar Erfolge auf, wie die sieben mageren Kühe Pharaos die sieben fetten auffraßen und doch nicht voller wurden. Das Nutzlose des Lebens will einen schier erdrücken.

Was soll man da machen? Klage ich's jemandem, so heißt es regelmäßig: „Sie haben so viele Menschen getröstet, haben Sie denn selbst keinen Trost? Sie sollten wirklich Ihre eignen Bücher lesen.“

Das ist zu dumm, die Menschen lassen uns doch alle im Stich.

In solchen Tagen greife ich gerne – nun ja, zu Karl May, Robert Kraft oder dergleichen. Ich bin aber auch mit einem Detektivroman zufrieden. Man wird durch diese Schriften so willenlos in andere Welten getragen, in unglaubliche Schicksale mit hinein verwickelt, und vergißt darüber den Griesgram, der meistens weicht, wenn man ihm keine Beachtung schenkt. Das große Schrifttum, an dessen Spitze Karl May steht, ist wie ein Heiltrunk gegen das graue Elend, das zwecklos da ist, ohne körperliche oder sonstige Ursachen seine grauen Schwaden über uns ausbreitet. Ueber den Phantasten, die uns ganz in Ruhe lassen und weder Nachdenken noch Kritik verlangen, findet man seinen Humor wieder. Wenn alle Schulmeister – wollte sagen Studienräte –, die solche Phantasten so verdammen, wüßten, wer alles bei ihnen Ruhe und Erholung sucht! Nicht nur unsere Buben und Mädels, die die Schule bedrückt, fliehen zu ihnen. Ich kenne auch Professoren, Aerzte, Kaufleute, Menschen aller Stände, die zu ihnen greifen, wenn sie's auch nicht öffentlich zugeben.

Also: Karl May! Damit trat ich ans Fenster, um auf den langweiligen Tag noch einen Blick zu werfen. Da stand jemand am Garteneingang und musterte gerade das Haus. Ein besserer Bettler, dachte ich. Denn der Fremde schien leidlich gut angezogen.

Armer Kerl! Ich empfange heute nicht.

Da fiel ein scharfer Blick auf mich, ich fühlte ihn stechend, trotz der Entfernung. Dann war der Fremde verschwunden. Offenbar war er weitergegangen und hatte sich glücklicherweise doch nicht entschlossen, mich heimzusuchen. Sei froh, Fremdling, du mußtest auch nicht ausgerechnet heute kommen. Es gibt Tage, an denen ich Menschen einfach nicht ertragen kann; wahrscheinlich geht es vielen so. Sie geben's nur nicht zu, weil sie den guten Schein wahren wollen. Aber ich hasse den guten Schein. Die schlechte Wirklichkeit ist tausendmal besser als der gute Schein – –.

Aber da steht er ja schon wieder. Er war nur an den andern Eingang getreten, von dem aus sich der Fahrweg herausschlängelt, und starrt herauf.

Der will was. Aber er soll mich nicht daheim finden.

Richtig, da klingelt es schon. Na, meine Mädchen hören die Glocke nicht, wenn sie in der Küche sind und hier oben – richtig, heute ist niemand zu Hause außer mir, und ich höre auch nichts.

Also: Karl May! Da klingelt es zum zweitenmal. – Wie war doch die nette Geschichte von Marah Durimeh?

Hastig und schadenfroh lächelnd griff ich zum Band über Kurdistan und legte ihn vor mich hin. Ich besinne mich ganz genau auf ihn. Ich war damals deutscher Soldat – das war man nämlich früher in besseren Tagen. Da fiel mir die Geschichte von Marah Durimeh in die Hände und ließ mich nicht los. Karl May läßt einen überhaupt nie los. Die liebe Marah Durimeh hat mir seine Bekanntschaft vermittelt.

Da klingelt es zum drittenmal. Der Kerl denkt wie Mephisto, ich muß es dreimal sagen. Du sollst aber endlich merken, daß ich nicht zu Hause bin.

Aber horch, was ist das? Die Tür an der Küchentreppe schlug mit lautem Krachen zu, und Schritte näherten sich meiner Tür. Ein leises Klopfen, und ohne Antwort abzuwarten, steht der Kerl in meinem Zimmer. Er war gut angezogen. Haar und Bart ergraut, und ein paar matte graue Augen sahen mich an. Aber zuweilen schien es, als ob ein flammender Blick herausloderte, dann nahmen sie wieder ihren fast

teilnahmslosen Ausdruck an und schweiften gleichgültig fernab. Gutgepflegte Hände, auf denen sich starke Adern zeigten, waren von eigentümlich weißer Farbe und hielten einen grauen Filzhut.

„Herr“, sagte ich ärgerlich, „wer hat Sie hereingeführt?“

„Niemand“, antwortete der seltsame Gast, der meinen Aerger gar nicht bemerkt zu haben schien, mit milder Stimme. „Ich habe wiederholt geklingelt und da sah ich, daß sie noch einen zweiten Eingang haben und kam über die Nebentreppe.“

„Und fanden Sie nicht für nötig, durch das Mädchen, das Sie doch sicher finden konnten, Bescheid zu geben?“

„Ich muß Sie unbedingt sprechen, dazu brauche ich doch keine Diensten.“

„Na also, was wollen Sie? Aber machen Sie's kurz.“

„Kurz?“ sagte er mit eigentümlichem Lächeln, und es war einen Augenblick, als schieße eine Flamme aus seinen gleichgültigen Augen. „Es ist mir eben sehr wertvoll, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Weiter nichts?“

„Das ist heute für mich genug.“

„Heute? Sie wollen doch hoffentlich nicht sagen, daß Sie Ihren so wenig angenehmen Besuch zu wiederholen gedenken? Ich wenigstens verzichte auf Ihre Bekanntschaft.“

Wieder das widerwärtige Lächeln.

„Nun also, was wünschen Sie eigentlich? Wer sind Sie überhaupt?“

„Ja, sehen Sie, das ist nicht so kurz zu sagen. Ich bin eine Art Heilkünstler.“

„Dacht ich's doch! Na, welchem Heilstand gehören Sie eigentlich an? Homöo-, Allo-, Hydro-, Magnetopath, Masdasnaner, Vegetarier, Spiritist, Theosoph, Anthroposoph oder gar Hungerkünstler? Sie sehen, ich kenne mich aus. Aber mein Bedarf ist wirklich gedeckt.“

„Nichts von alledem“, antwortete das milde Lächeln. „Ich gehe mit meinen Schützlingen ganz andere Wege. Alle diese Leute versprechen ihren Anhängern Gesundheit. Ich habe keine Anhänger, aber ich versuche zu heilen.“

„Das wäre? –

Ei sieh, da setzte er sich behaglich auf meinen besten Stuhl und sah mich vertraulich an: „Hm, manche Menschen würden in ihrem Zimmer mehr Ordnung haben“, – damit streift ein stiller Blick meinen etwas überladenen Schreibtisch – „wenn sie nicht so viel zum Fenster hinausblickten.“

„Sie sahen mich vorhin, als Sie das Haus ausspionierten, am Fenster stehen? He?“

„Sie haben noch andere Fenster als diese gleichsam ungetrübten. Ich meine, wenn man sie nach außen trübte, könnten die Menschen vielleicht nach innen sehen lernen. Viele müßten so auch mehr auf innere Stimmen hören, wenn sie nicht nach außen überallhin die Ohren spitzten, und mancher käme zur Ruhe, wenn er nicht überall herumlaufen würde. Da wären lahme Beine oft ein wahres Heilmittel.“

„Mensch, Kerl! Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen die Menschen blind, taub, lahm – Entsetzlicher! Aber bitte, lassen wir das! Ich habe viel zu tun. Bin zum Scherzen wirklich nicht aufgelegt. Vielleicht entschließen Sie sich, Ihren Besuch abzukürzen.“

„Ja ich sehe, Sie haben keine Zeit. Sie lesen gerade Karl May.“

„Ein verfluchter Kerl“, dachte ich, während das milde Lächeln fortfuhr.

„Ich glaube einmal in einem Ihrer Bücher gelesen zu haben: ‚Wer keine Zeit hat, der hat auch keine Ewigkeit. Keine Zeit haben ist ein böses Laster‘.“

„Es ist gut, daß Sie das so nett bei mir gelernt haben. Aber nun wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie noch mehr von mir lernen wollten, und das ohne mich.“ Damit nahm ich offensichtlich meinen Karl May auf und blätterte im „Wilden Kurdistan“ und versuchte zu lesen, um ihn durch Nichtbeachtung zum Gehen zu nötigen.

Da sagte die milde Stimme: „Ich habe ihn gut gekannt, den Karl May. Er lebte noch, als Sie noch zuweilen Ihre alte Mutter in Dresden besuchten. Ach ja, ich kannte Ihre alte Mutter gut. Ich war auch bei Ihrer Großmutter. Ich weiß noch, sie erreichte das seltene Alter von 96 Jahren und war frisch und gesund bis zuletzt. Eine sehr liebenswerte Dame!“

„Herr, was soll das alles? Glauben Sie wirklich, daß Sie mir dadurch liebenswerter werden? Das weiß ich doch ohne Sie.“

„Ach hören Sie“, sagte er da freundlich lächelnd, ohne meine Worte zu beachten, „da muß ich Ihnen eine nette Geschichte erzählen. Ich besuchte einmal Vater Goethe –“

„Wen?“ fuhr ich auf.

„Nun Goethe, Exzellenz Wolfgang von Goethe! Sie kennen ihn doch?“

„Herrrr!?!“

„Ja, er schrieb gerade am zweiten Teil vom Faust und war ziemlich ungehalten über meinen Besuch, sagte, er habe keine Zeit. Ganz wie Sie. Dabei las und schrieb er aber am Faust. Doch ich erklärte ganz ruhig: ‚Wissen Sie, Exzellenz, an wen Sie mich erinnern?‘ Goethe machte große Augen. Sie wissen doch, daß er sehr kurzsichtig war. Er haßte indes die Brillen. Darum hatte er so sehr große Augen, wie alle Kurzsichtigen. Sie müssen sie weit aufmachen, und das finden die Menschen schön. Darum werden die Kurzsichtigen so gern geheiratet. Aber man sollte es nicht tun. Das vererbt sich nämlich.“

„Herr, Sie sind ein Schwätzer!“

„Ja, man sagt so. Ich soll geschwätzig sein. Ich bin's vielleicht auch zuweilen. Ich kann übrigens auch mürrisch und verschlossen sein. Aber was ich erwähnen wollte, ich sprach zu Goethe: ‚Wissen Sie auch, an wen Sie mich erinnern?‘ Er runzelte die Stirn. Aber ich fuhr fort: ‚An Walther von der Vogelweide. Ich habe ihn gut gekannt‘.“

Na, nun wußte ich ganz genau, wen ich vor mir hatte. Vor Konstanz liegt ein verschwiegener Villenort. Die Eisenbahn führt daran hin, sonst umgibt ihn eine feste Mauer. Kein Unberufener darf ihr Tor durchschreiten, aber keiner, der es überschritten, darf ohne schwere Erlaubnis zurück. Dort leben die geistig Entgleisten und Verworrenen. Jetzt wußte ich, von woher mein Besucher entronnen war. Also daher war er offenbar entsprungen. Ich überlegte, wie ich ihn mit guter Art zurückbrächte. Schade, daß ich ganz allein im Haus war. Hinaus konnte ich nicht. Da mußte ich an ihm vorbei. Auf die Polizei zu schicken hatte ich niemand.

Da traf mich wieder ein Blick aus den grauen Augen.

„Sie brauchen nicht auf die Polizei zu schicken. Ich komme schon gelegentlich selber hin, aber sie kommt nie zu mir.“

„Ich denke nicht daran“, log ich. Damit stand ich auf und sagte: „Aber verlassen Sie mich augenblicklich!“

Er lächelte wieder sein mildes Lächeln. Dann entgegnete er mit eigentümlicher Betonung: „Sie haben kürzlich geschrieben, die alten Germanen hätten sich ausgezeichnet durch Milde und Güte. Die Alten, ja, aber die Jungen scheint sie verlassen zu haben.“

Da erhob er sich endlich, und ich drängte ihn langsam zur Tür. Ich wollte nicht mehr hören und sehnte mich nur, ihn loszuwerden. Endlich hatte ich ihn aus der Haustür. Er stieg die Stufen hinab. Dann wandte er sich und sagte: „Ich habe mich Ihnen ja nicht vorgestellt, aber mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Vorstellung ist bei Menschen, die in so naher Beziehung stehen, nicht nötig.“

„Herr!!!“

Aber er schüttelte milde das Haupt: „Vor mir wird alles Wahrheit.“

„Gewiß“, beeilte ich mich beizustimmen und beschloß, auf seinen Ton einzugehen. „Sie scheinen sehr wertvolle Bekanntschaften gemacht zu haben. Fast wundere ich mich, daß Sie meine geringe Gesellschaft aufsuchen.“

„Ich gehe auch nicht zu jedem, es sind eigentlich nur Auserwählte, zu denen ich komme. Leider aber sind die Menschen im allgemeinen zu unvernünftig. Aber ich kenne die bedeutendsten Menschen aller Zeiten. Auch viele Unbedeutende.“

Damit warf er mir einen prüfenden Blick zu.

„Uebrigens“, fuhr er fort, „kannte ich nicht alle, Alexander den Großen zum Beispiel nicht.“

„Schade“, sagte ich. „Aber gewiß König David.“

„Freilich, freilich. Doch wissen Sie, er hat zwar in seiner Jugend viel schöne Lieder gesungen und große Taten vollbracht, aber er war doch sehr rachsüchtig, und sein Leben endete eigentlich in viel schwarzen Gedanken. König Salomo war weicher, ungeheuer begabt, aber verliebt, sag ich Ihnen, verliebt, wie man's ganz selten erlebt.“

Da riß mir die Geduld. Ich ergriff die Haustür und herrschte ihn an: „Herr!“ –

„Ich gehe schon“, meinte er. Dann drehte er sich um und schien zu gehen. Ich atmete erleichtert auf. Aber ich war noch nicht erlöst. Er wandte noch einmal den Kopf und warf mir einen bösen, stechenden Blick zu.

„Ich komme gewiß sehr bald wieder“, verhieß er. „Ich bin der Letzte, der Unausweichliche, und Sie sind nun bei mir vorgemerkt. Gewiß komme ich bald wieder. Ich bin –“ und damit verließ er mich endlich.

Ein unbehagliches Gefühl kroch mir den Rücken hinunter. Er aber vollendete seinen Satz, während er um die Hausecke bog: „ – – ich bin das Alter.“

Unwillkürlich setzte ich mich auf die Steinstufen am Hause. Als ich aufstehen wollte, tastete ich nach meinem Stock, um mich emporzurichten. Es war wirklich das Alter.

Drollig! Noch als Greis liest man Karl May